

dtv

Ausgerechnet bei Dinnie, dem schlechtesten Geiger von New York, haben sich Heather und Morag einquartiert. Zwei schottische Distelfeen, die sich nach einer orgiastischen Fliegenpilz- und Whisky-Party nach Manhattan verfliegen haben. Nachdem sie ihren gigantischen Kater auskuriert haben, stellen sie nicht nur das Leben von Dinnie und seiner Traumfrau – einer verträumten Schönheit mit schillernd blau gefärbten Haaren – auf den Kopf, sondern auch das wohlgeordnete Bandenleben der New Yorker Elfen ...

»So anmutig, liebevoll und rasant wird man vom Strudel der Ereignisse mitgerissen, man wünscht sich, daß gleich eine Fee auch durchs eigene Fenster reingeflogen käme. Nichts scheint mehr unmöglich.« (Ulrike Staroste)

Martin Millar wurde in Glasgow geboren und lebt seit vielen Jahren in London. Er hat Romane, Erzählungen und Graphic Novels veröffentlicht und wurde mit dem World Fantasy Award ausgezeichnet.

Martin Millar
Die Elfen von New York

Roman

Deutsch von Helga Herborth

Mit einem Nachwort von Neil Gaiman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Neuausgabe 2012
Veröffentlicht 1996 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1992 Martin Millar
Titel der englischen Originalausgabe:
>The Good Fairies of New York< (Fourth Estate, London 1992)
© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1994 der deutschen Übersetzung:
Eichborn AG, Frankfurt am Main
Deutsche Erstveröffentlichung: Frankfurt am Main
Das Nachwort wurde von Henriette Zeltner übersetzt.
Umschlaggestaltung unter Verwendung
einer Illustration von Tor Books
Satz: KCS, Buchholz bei Hamburg
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21370-7

»Das Wichtigste in meinem Leben«, sagte Kerry, »ist mein Blumenalphabet. Leicht ist es nicht zusammenzubekommen, weil bestimmte Blumen, die man dazu braucht, sehr selten und schwer zu finden sind, besonders in New York. Aber sobald mein Blumenalphabet vollständig ist, wird alles besser werden.

Erstens wird es wunderschön aussehen. Zweitens glaube ich fest daran, daß es die sonderbare Krankheit lindert, an der ich leide, denn ein altkeltisches Blumenalphabet besitzt eben wundersame Kräfte. Außerdem wird es eine vernichtende Waffe gegen Cal sein, der sich als die niederträchtigste Kreatur auf Erden erwiesen hat, als er sein Versprechen brach, mir alle Gitarrensoli der New York Dolls beizubringen. Und wenn mein Blumenalphabet erstmal den Wettbewerb der 4. Straße gewonnen hat, kann er sich einsargen lassen.«

Die Schwester lächelte Kerry zu, schob ihr sanft das Thermometer in den Mund und traf dann die weiteren Vorbereitungen für die Operation.

Dinnie, ein übergewichtiger Menschenfeind, war der schlechteste Geiger von New York. Trotzdem übte er gerade tapfer, als zwei hübsche kleine Feen durch sein Fenster im vierten Stock flatterten und auf seinen Teppich kotzten.

»Entschuldigung«, sagte die eine.

»Ach was«, sagte die andere. »Für Menschen riecht Feenkotze bestimmt köstlich.«

Zu dem Zeitpunkt war Dinnie aber schon halb die Treppe hinunter und wurde immer noch schneller.

»Zwei Feen sind durch mein Fenster reingeflogen und haben auf meinen Teppich gekotzt!« schrie er, als er unten auf der 4. Straße angekommen war. Er merkte gar nicht, welche Wirkung seine Worte auf die Passanten hatten, bis ein paar Häuser weiter die Müllmänner ihre Tonnen abstellten und ihn auslachten.

»Was is los?«

»Da oben«, schnaufte Dinnie. »Zwei Feen – mit Schottenröcken und Fiedeln und kleinen Schwertern... grünen Schottenröcken.«

Die Männer starrten ihn an. Dinnies Monolog stockte.

»Heh«, rief der Vorarbeiter. »Kümmert euch nicht um den Verrückten. Macht weiter mit eurer Arbeit. Los. Vorwärts. Beeilung!«

»Wirklich, es stimmt«, protestierte Dinnie, aber sein Publikum hatte sich verzogen. Niedergeschlagen sah Dinnie den Männern nach.

Die haben mir nicht geglaubt, dachte er. Kein Wunder. Ich glaub's mir ja selbst nicht.

An der Ecke klickten vier Puertoricaner einen Ten-

nisball hin und her und sahen Dinnie mitleidig an. Mein Gott, jetzt habe ich mich vor allen lächerlich gemacht, dachte er zerknirscht und schlich zurück ins alte Kino im Erdgeschoß seines Hauses. Sein Zimmer war vier Stockwerke hoch unter dem Dach, aber Dinnie wußte nicht recht, ob er so viele Stufen hochsteigen wollte.

»Meine Privatsphäre ist mir heilig«, knurrte er.
»Und mein Verstand ebenfalls.«

Er beschloß, sich im Laden gegenüber ein Bier zu holen.

»Aber wenn ich in mein Zimmer komme und da sind zwei Feen, dann gibt's Ärger.«

Fünf weitere Feen, die nach Bier, Whiskey und Fliegenpilzen abgrundtief desorientiert waren, flohen in diesem Moment in trunkenem Entsetzen vor dem Chaos der Park Avenue in den vergleichsweise sicheren Central Park.

»In welchem Teil von Cornwall sind wir?« jammerte Padraig und entkam mit knapper Not den Wagenrädern eines Erdnußverkäufers.

»Das weiß nur die Göttin«, antwortete Brannoc und versuchte, Tulip zu befreien, der sich in den baumelnden Zügeln einer Pferdekutsche mit Touristen verfangen hatte.

»Ich glaube, ich halluziniere immer noch«, wimmerte Padraig, denn eine Flutwelle von Joggern wälzte sich auf ihn zu. Maeve zog ihn und die anderen schnell ins rettende Gebüsch.

Erschöpft sanken sie zu Boden.

»Sind wir in Sicherheit?«

Noch immer toste der Stadtlärm um sie herum, aber kein Mensch war zu sehen. Ein Glück. Für die meisten

Menschen waren Feen nämlich unsichtbar, und so viele rennende Füße bedeuteten eine schreckliche Gefahr.

»Ja, ich glaube, hier sind wir sicher«, antwortete Brannoc, der älteste von ihnen und gewissermaßen ihr Anführer. »Aber ich habe langsam den Verdacht, daß wir gar nicht mehr in Cornwall sind.«

Ein Eichhörnchen gesellte sich zu ihnen.

»Guten Tag«, sagte Brannoc höflich, trotz seines schrecklichen Katers.

»Wer zum Teufel seid ihr denn?« wollte das Eichhörnchen wissen.

»Wir sind Elfen«, antwortete Brannoc, woraufhin das Eichhörnchen sich lachend ins Gras plumpsen ließ, denn New Yorker Eichhörnchen sind zynische Kreaturen und glauben nicht an Feen.

In der 4. Straße stapfte Dinnie derweil die Treppen hoch, nahm noch einen großen Schluck von seinem mexikanischen Bier, kratzte sein dickes Kinn und betrat zuversichtlich sein Zimmer; er war überzeugt, daß er alles nur geträumt hatte.

Zwei Feen schliefen friedlich auf seinem Bett, und Dinnie fiel auf der Stelle in eine tiefe Depression. Er wußte, daß er nicht genug Geld hatte für einen Therapeuten.

Gegenüber wachte Kerry gerade in ihrem weichen Bett aus alten Kissen auf. Kerry war nicht nur ausnehmend hübsch, sie konnte auch jeden alten Fetzen Stoff mir nichts dir nichts in ein hübsches Kissen, einen Hut oder eine Weste verwandeln.

Ferner war sie eine talentierte Malerin, Bildhauerin, Sängerin und Dichterin, eine hervorragende Ladendiebin und hingebungsvolle Blumensammlerin. Außerdem spielte sie eifrig Gitarre, aber ihre Technik war entsetzlich.

Die meisten Menschen mochten Kerry; trotzdem war sie nicht glücklich an diesem Morgen. Ihr Unglück hatte hauptsächlich vier Gründe. Der erste war die Fernsehmeldung von den entsetzlichen Überschwemmungen in Bangladesh mit Bildern von Leichen, die Kerry schrecklich aufregten, der zweite war die schlimme Krankheit, unter der sie litt, der dritte ihr mangelndes Talent auf der Gitarre. Trotz stundenlangen Übens konnte sie immer noch nicht Johnny Thunders Gitarrensolo aus ›Pirate Love‹ spielen.

Der vierte, in diesem Augenblick allerwichtigste, Grund war, daß sie sich einfach nicht entscheiden konnte, welche Blume sie sich ins Haar stecken sollte: eine Nelke oder eine Rose. Kerrys Haar war einem Gemälde von Botticelli nachempfunden, und die richtige Blume deshalb äußerst wichtig.

Sie saß bedrückt vor dem Spiegel, probierte erst die eine, dann die andere aus, und dachte voll Bitterkeit, wieso sie sich das Haar schillernd blau gefärbt hatte, um nun an solchen Problemen zu scheitern.

Mit dem Blumenalphabet ging es gut voran, und sie

hatte jetzt fünfzehn von den dreiunddreißig Blumen zusammen, die sie brauchte.

Auf der anderen Straßenseite wachten gerade die Feen auf.

»Wo sind unsere Freunde?« murmelte Heather und strich sich das goldene Haar aus den schönen Augen.

Dinnie starrte sie unheilverkündend an.

»Ich weiß nicht, wer ihr seid«, sagte er. »Und es ist mir auch völlig egal. Schert euch zum Teufel und laßt mich in Ruhe.«

Dinnie MacKintosh stand nicht in dem Ruf, besonders höflich zu sein. Im Grunde stand er in überhaupt keinem Ruf, außer dem, grob, intolerant und ständig hungrig zu sein.

»Ich heiße Heather. Ich bin eine Distelfee. Und dies ist Morag. Könnte ich bitte ein Glas Wasser haben?«

»Nein!« donnerte Dinnie. »Kannst du nicht. Raus hier!«

»Was ist denn das für eine Art, mit uns zu reden?« wollte Heather wissen und stützte sich auf ihren winzigen Ellbogen. »Dort, wo wir herkommen, würde sich jeder geehrt fühlen, wenn wir ihn um ein Glas Wasser bitten. Dort reden die Menschen noch jahrelang darüber, wenn sie uns nur einen Augenblick zu Gesicht bekommen haben. Und daß wir dich mit unserer Gegenwart beehren, hast du allein der Tatsache zu verdanken, daß wir dich eine schottische Geigenmelodie spielen hörten.«

»Und zwar sehr schlecht«, fiel Morag ein, die gerade zu sich kam.

»Ja«, stimmte Heather zu, »extrem schlecht. Die Geige hatte einen interessanten Klang, aber offen gesagt, war es die schlechteste Wiedergabe von ›Reel

of Tulloch«, die ich je gehört habe, und das will was heißen. Du spielst noch schlechter als der Sohn vom Schmied in unserem Dorf in Cruickshank, und ich hätte nicht geglaubt, daß sowas möglich ist.«

»So schlecht spiele ich gar nicht«, protestierte Dinnie.

»O doch. Ganz schrecklich.«

»Naja, keiner hat euch eingeladen, mir zuzuhören«, sagte Dinnie wütend.

»Aber keine Sorge«, fuhr Morag fort und strich über ihre winzige Fiedel. »Wir bringen dir bei, die Melodie richtig zu spielen. Wir sind gute Feen und helfen immer gern. Und jetzt sei so nett und bring uns ein Glas Wasser.«

»Hi«, schnurrte eine nackte Frau auf dem Fernsehbildschirm. »Wir sind das Cream Team. Mit Arsch, Mund und Muschi besorgen wir dir's so gut, daß es ein vericktes Verbrechen ist. Du erreichst uns unter 970 M-Ö-S-E.«

»Ich glaube, ich halluziniere immer noch«, sagte Morag. »Ich werde nie wieder einen Fliegenpilz anrühren, das schwöre ich. Außer vielleicht für medizinische Zwecke.«

Dinnie stapfte zum Bett und forderte Heather und Morag lautstark auf, augenblicklich zu verschwinden, da er nicht an Feen glaube. Die Feen brachen in Gelächter aus.

»Du bist vielleicht komisch«, kicherte Heather. Aber das Lachen erweckte ihren gewaltigen Kater zu neuem Leben, und sie mußte wieder brechen, diesmal direkt auf Dinnies Arm.

»So – jetzt bleibt ihm wohl nichts anderes übrig, als an uns zu glauben«, schimpfte Morag.

»Keine Sorge«, sagte Heather. »Für Menschen hat Feenkotze einen köstlichen Duft.«

Beide schiefen wieder ein, und Dinnies laute Schimpfkanonaden konnten sie nicht wecken.

3

Überall in New York wimmelte es von Obdachlosen. Jede Straßenecke hatte ihren eigenen Bettler, der die Passanten mit stumpfen Augen und wenig Hoffnung um Geld bat. Alle Parks waren mit provisorischen Plastikzelten und stinkenden, zu Schlafsäcken zusammengerollten Woldecken übersät. Diese Obdachlosen führten das hoffnungsloseste Leben. Kein Regierungsprogramm würde ihnen je zu einem neuen Start verhelfen. Kein Sozialamt hatte je genug Geld, um sie gut unterzubringen.

Kein Arbeitgeber würde ihnen einen Job geben, solange sie keine Wohnung oder zumindest ein paar saubere Kleider hatten. Aber saubere Kleider waren unerreichbar für jemand, der den ganzen Tag in einem brütend heißen Park schwitzte. Also blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich, so gut es ging, durchzuschlagen, bis sie starben, und das geschah, nach Ansicht vieler anständiger Bürger New Yorks, bei weitem nicht schnell genug.

Ein obdachloser alter Mann setzte sich in der 4. Straße auf den Bürgersteig, um sich auszuruhen, seufzte, schloß die Augen und starb.

»Wieder einer tot«, murmelte Magenta, als sie die

Szene betrat. Magenta war selbst eine, wenn auch recht junge, obdachlose Bettlerin.

»Wenn das so weitergeht, hab ich bald keine Soldaten mehr.«

Sie salutierte vor dem gefallenen Krieger und kämpfte sich bis zum Broadway vor, wobei sie ständig nach der persischen Kavallerie Ausschau hielt. Sie war zwar noch ziemlich weit von der Armee des Artaxerxes entfernt und erwartete eigentlich keinen Ärger, wußte aber, daß sie sehr weit in Feindesland eingedrungen war und deshalb auf der Hut sein mußte.

Daheim in England, in Cornwall, war König Tala ganz außer sich wegen der Flucht von Petal und Tulip. Sie waren seine Kinder und rechtmäßigen Thronerben, und ihm war zu Ohren gekommen, daß Rebellen im Feenreich ihn stürzen und Petal und Tulip schon jetzt auf den Thron setzen wollten.

»Such sie!« befahl er Magris, seinem Chefingenieur, »und bring sie zurück.«

Natürlich konnte der Feenkönig von Cornwall nicht wissen, daß zwei der Flüchtlinge in diesem Moment in einem leeren Zimmer in der 4. Straße in New York aufwachten.

Sie begannen auf der Stelle zu streiten.

»Mir ist fürchterlich schlecht.«

»Selbst schuld«, sagte Morag. »So wie du Pilze und Whiskey eingeworfen hast.«

»Was soll das heißen? Schließlich hast du doch deinen neuen Kilt vollgekotzt.«

»Hab ich nicht! Das warst du. Du verträgst eben nichts. Wie schon das berühmte Sprichwort sagt: Gib einer MacKintosh nie ein Glas Whiskey oder eine Fiedel in die Hand!«

»Das ist kein berühmtes Sprichwort.«

»In meinem Clan schon.«

»Morag MacPherson, du bringst mich noch ins Grab. Und wenn du noch ein einziges Mal das Fiedelspiel der MacKintoshs schlecht machst, dann bringe ich dich ins Grab!«

»Als gäbe es ein Fiedelspiel der MacKintoshs, das man schlecht machen könnte!«

Wütend blitzten sie einander an.

»Wo sind bloß die anderen abgeblieben?«

»Keine Ahnung. Wir haben sie aus den Augen verloren, als du ohnmächtig wurdest und ich dir helfen mußte.«

»Ich bin nicht ohnmächtig geworden, sondern du. Die MacPhersons vertragen eben keinen Whiskey.«

»Jede MacPherson-Fee verträgt ihn besser als eine MacKintosh!«

Der Streit wurde immer heftiger und schließlich zu viel für ihre verkaterten Köpfe. Heather stieß einen finsternen schottischen Fluch aus, kletterte aus dem Bett und rieb sich die Schläfen. Sie ging auf das Fenster zu. Die Flügel einer Distelfee taugen bestenfalls für kurze Flüge, und jetzt, geschwächt durch Pilze, Whiskey und Bier und den Jet-lag, kostete es Heather große Anstrengung, auf den Fenstersims zu flattern.

Schließlich schaffte sie es und schaute auf die 4. Straße hinunter. Sie schnappte nach Luft. Für eine schottische Distelfee, die nur an Hügel, Schluchten und das stille Dorf Cruickshank gewohnt ist, war es ein verwirrender Anblick. Autos und Menschen überall, Kinder, Hunde, Lärm und auf zwanzig Meter mindestens zehn Läden. In Cruickshank gab es nur einen einzigen Laden und sehr wenig Autos.

»Wo sind wir hier bloß?«

Morag gesellte sich zu ihr. Ihr erster nüchterner Blick auf diese neue Umgebung ließ sie den Streit vergessen, und sie packte Heather bei der Hand.

»Ich glaube, das muß eine Stadt sein.«

»Was ist eine Stadt?«

»Wie eine große Siedlung, wie viele Dörfer auf einem Haufen. Ich glaube, wir sind in Glasgow.«

»Aber wir waren doch in Cornwall«, protestierte Morag. »Cornwall liegt doch nicht in der Nähe von Glasgow, oder?«

Heather schüttelte den Kopf. Ihre Geographiekenntnisse waren so wackelig wie Morags. Seit sie aus Schottland geflohen waren, hatten beide nicht recht gewußt, wo sie sich gerade aufhielten.

Die beiden starrten auf die Straße hinab, wo ein zerlumpter Mann mit einer Plastiktüte kleine Kinder weg-schubste und entschlossenen Schritts den Bürgersteig entlangstapfte.

Dieser zerlumpfte Mann war Joshua. Er verfolgte Magenta, die sich mit seinem Rezept für den Fitzroy-Cocktail davongemacht hatte, einem Drink, der aus Stiefelwischse, vergälltem Spiritus, Fruchtsaft und einem geheimen Kräutergemisch bestand.

Er hatte sie die First Avenue hinunter verfolgt und aus den Augen verloren, als sie in eine Metrostation verschwunden war. Sie war eine gerissene Widersacherin, aber Joshua würde niemals die Jagd nach seinem Rezept aufgeben, dem Kostbarsten, was er je besessen hatte.

»Was ist aus unseren Freunden geworden? Wo stecken Brannoc und Maeve und Pdraig und Petal und Tulip?«

Wie sollten sie das wissen? Ihre Freunde konnten

überall in dieser Stadt sein. Morag und Heather konnten sich an kaum etwas erinnern, nur daß sie in einer riesigen, rumpelnden Maschine aufgewacht waren und in einer Bierkiste auf der Straße abgeladen wurden. Ihre Freunde waren wahrscheinlich in der Maschine weitergefahren. Wieder fingen sie an zu streiten, wessen Schuld es war.

»Jetzt reicht's, ihr zwei«, sagte Dinnie, der wieder ins Zimmer stampfte. »Macht sofort, daß ihr wegkommt, und laßt euch nie wieder blicken.«

»Was ist mit dir los?« fragte Heather und schüttelte ihr goldenes Haar. »Menschen sollen doch erfreut und entzückt sein und sich geehrt fühlen, wenn sie einer Fee begegnen. Sie machen Freudensprünge – rufen ›eine Fee, eine Fee‹ und jubeln vor Glück. Sie jagen keine Fee aus dem Zimmer und schimpfen nicht, daß wir uns nie wieder blicken lassen sollen.«

»Okay, willkommen in New York«, schniefte Dinnie. »Und jetzt haut ab.«

»Gut«, sagte Heather. »Wir gehen. Aber komm später nicht angelaufen und jammere, wenn deine Nachkommenschaft bis ins siebte Glied verflucht ist.«

»Oder gar bis ins dreizehnte.«

Sie starrten sich an. Eine Küchenschabe lugte hinter dem Küchenherd hervor und ging dann ihrer Wege.

Morag, im allgemeinen die vernünftigere der beiden Feen, versuchte, die Situation zu entspannen.

»Gestatte, daß ich mich vorstelle. Ich bin Morag MacPherson, Distelfee aus Schottland.«

»Und ich bin Heather MacKintosh, ebenfalls Distelfee. Und die beste Fiedlerin Schottlands.«

»Was?« protestierte Morag. »Ich bin die beste Fiedlerin Schottlands.«

Heather schüttelte sich vor Lachen.

»Wie kannst du es wagen, über mein Fiedelspiel zu lachen! Ich bin Morag MacPherson, die Meisterin aller Meister«, fuhr die dunkelhaarige Fee fort.

»Also, ich bin Dinnie MacKintosh, und ihr zwei haut am besten ab.«

Jetzt schüttelte Morag sich vor Lachen.

»Was ist so komisch?«

»Er ist ein MacKintosh«, kicherte Morag. »Kein Wunder, daß er so schlecht Fiedel spielt. Die MacKintoshs konnten noch nie die Melodie halten.«

Heather sah unbehaglich drein.

»Er fängt ja erst an«, entgegnete sie, aber Morag lachte immer noch hemmungslos. Sie war hochofren über diese Wendung der Ereignisse und fand, sie hätte den Streit gewonnen.

»Was fällt dir ein, über ein Mitglied des MacKintosh-Clans zu lachen?« wütete Heather, die es nicht ertragen konnte, ihren Clan in irgendeiner Weise herabgesetzt zu sehen. »Sogar ein MacKintosh in Menschengestalt ist noch mehr wert als eine lügende, betrügende MacPherson.«

»Wie kannst du es wagen, die MacPhersons Lügner und Betrüger zu nennen?« schrie Morag.

In den grünen Augen der Fee blitzte es.

»Hört mal ...«, sagte Dinnie, aber er wurde ignoriert.

»Ihr lügt und betrügt. Lügt, betrügt, stiehlt, nichts Gutes ...«

»Heather MacKintosh, hoffentlich sehe ich dich nie wieder«, schrie Morag und flatterte aus dem Fenster.

Im Zimmer wurde es sehr still. Heather starrte verdrießlich vor sich hin. Das Geschrei der Fußballspieler unten an der Straßenecke drang herauf.

»Ruf 970 C-L-I-T an, und dich erwartet der heißeste

Telefonsex von New York«, flüsterte eine nackte Frau auf dem Bildschirm.

»Ich bin allein in einer fremden Stadt, und jetzt ist auch noch meine beste Freundin fort, und an allem ist dein blödes Geigenspiel schuld«, jammerte Heather und brach in Tränen aus.

4

»Ja«, gab Kerry zu und schob ein Paar Handschuhe unter ihre Weste. »Ich bin eine zwanghafte Ladendiebin.«

»Wie kommt das?« fragte Morag. »Ist es Kleptomanie? Davon habe ich mal in einer Menschen-Zeitung gelesen.«

»Nein, es bringt mich einfach zur Verzweiflung, wenn ich überall hübsche Dinge sehe und sie mir nicht leisten kann.«

»Bist du arm?«

Ja, Kerry war arm.

»Und oft deprimiert. Aber seit du aufgetaucht bist, bin ich viel fröhlicher.« Draußen auf der Straße probierte Kerry zufrieden ihre neuen Handschuhe an.

Nach ihrem Streit mit Heather war die Fee über die Straße geflogen und hatte dort das Glück gehabt, Kerry zu begegnen, einem der wenigen menschlichen Wesen in New York außer Dinnie, das Feen sehen konnte.

Keiner, der Kerry kannte, mit ihrem langen silberblauen Haar, ihren Hippiekleidern, ihrem Blumenalphabet und ihrem brennenden Wunsch, die New

York Dolls Gitarrensoli zu spielen, würde überrascht sein, daß sie die Gabe besaß, Feen zu sehen. Überraschend war höchstens, daß ihr nicht schon früher welche begegnet waren.

Sie hatte sich sofort mit Morag angefreundet, und nun gingen die beiden regelmäßig zusammen klauen. Kerry gab Morag zu essen, besorgte ihr Whiskey, lauschte ihrem Fiedelspiel und ihren Geschichten. Sie erklärte ihr auch die Verzwicktheit ihres Blumenalphabets und die Gründe, warum sie die New York Dolls anbetete und warum sie entschlossen war, sich an Cal zu rächen, einem treulosen und verräterischen ersten Gitarristen, der mit seiner Band in dem alten Kino auf der anderen Straßenseite probte.

»Meine Rache an Cal wird schrecklich und vernichtend sein«, erzählte sie der Fee. »Er wird es bitter bereuen, daß er mir versprochen hat, mir alle Gitarrensoli aus dem ersten Album der New York Dolls beizubringen, und mich dann so schändlich hat hängen lassen. Dabei habe ich extra mit einem schrecklichen, langweiligen Roadie gebumst, damit er mir eine Gitarre gibt.«

»Recht so«, stimmte Morag zu. »Zahl's ihm heim!«

Kerry hatte verschiedene Arten von Rache im Sinn, aber ihr Hauptplan war, Cals Beitrag für den Wettbewerb der 4. Straße zu vereiteln.

»Die wollen drüben im alten Kino Shakespeares ›Sommernachtstraum‹ aufführen«, erklärte sie. »Er führt Regie und bildet sich ein, daß er den ersten Preis gewinnt. Aber das wird er nicht. Weil ich nämlich gewinne. Meine aufrüttelnde neue Version des uralten keltischen Blumenalphabets, zum ersten Mal seit Jahrhunderten neu zusammengestellt, wird den ersten Preis gewinnen. Und das ist gut so, denn ich liebe Blumen.